

JENNIFER DONNELLY

Das Blut der Lilie



Roman

Aus dem Amerikanischen
von Angelika Felenda

Pendo München und Zürich

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.pendo.de

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *Revolution*
bei Delacorte Press, einem Imprint von Random House Children's Books,
zugehörig zu Random House, Inc., New York.



ISBN 978-3-86612-288-8
© Jennifer Donnelly 2010
© der deutschsprachigen Ausgabe:
Pendo Verlag in der Piper Verlag GmbH, München 2011
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany

Es ist Mittwochmorgen.

Ein Tag ist geschafft, zwanzig liegen noch vor mir.

Gestern Abend bin ich lange weggewesen, um meinem Vater aus dem Weg zu gehen. Er musste zu einem Dinner, und ich bin erst zurückgekommen, als ich sicher sein konnte, dass er fort war. Ich blieb am Fluss und spielte stundenlang Gitarre. Dann habe ich mich auf die Jagd nach mehr Trödelschätzen für meine Mutter gemacht. Später am Abend bin ich in ein FedEx-Büro gegangen und habe meine Beute an Vijay geschickt. Dr. Becker fängt alles ab, was ich direkt an sie schicke, also hoffe ich, Vijay kann die Sachen bei einem Besuch hineinschmuggeln. Ich habe ihn angerufen, und er hat versprochen, es zu versuchen.

Ich sitze an einem Ende des Esstischs. Die Vinaccia habe ich aus dem Koffer genommen, auf den Tisch gelegt, und jetzt fummle ich an dem kaputten Kofferschloss herum, bis mein Vater sein Telefongespräch beendet hat. Ich möchte mit ihm reden. Ich habe einen Vorschlag zu machen. Weil ich nicht noch so einen Tag wie gestern ertrage, ganz zu schweigen von drei Wochen.

Dad sitzt am anderen Ende des Esstischs und redet mit G. über Lautsprecher. G. liefert irgendwelche detaillierten Informationen über die Bourbonen, die Familie von Ludwig XVI., und über die Habsburger, Marie Antoinettes Familie. Ich hantiere weiter an dem Schloss herum und versuche, die Zacken aus dem unteren Teil des Schlosses nach oben zu kriegen, damit der Koffer richtig schließt. Denn wenn ihn jemand am Henkel hochheben würde, während der Gurt darum nicht geschlossen ist, würde die Gitarre herausfallen und zerbrechen. Allein der Gedanke ist unerträglich für mich. Ich habe versucht, eine Heftklammer ins Schloss zu schieben, und es zu lockern. Es hat nicht funktioniert. Auch nicht mit einer Schreibfeder, einem Korkenzieher und einem Obstmesser. Jetzt versuche ich es mit einer Plastikgabel.

Ich höre, wie Dad sich verabschiedet. Ich drehe die Gabel herum – und sie zerbricht. Ein Stück Plastik fliegt über den Tisch und landet auf dem Laptop meines Vaters. Er sieht mich an. Ich sehe ihn an. Wir streiten uns im Moment nicht, und wenn wir uns nicht streiten, haben wir uns nicht viel zu sagen.

»Also ... Paris, Belgien und Deutschland, ja? G. macht drei Testserien?«, frage ich.

»Ja. Es ist kompliziert«, antwortet Dad.

»Ich kann mit komplizierten Dingen umgehen. Ich bin ein Genie, erinnerst du dich?«

Er geht nicht darauf ein. »G. will sichergehen, dass die Testresultate nicht angefochten werden können. Weder von wissenschaftlicher Seite noch von Leuten mit irgendwelchen anderen Interessen und Absichten.«

»Absichten?«, frage ich. »Warum sollte jemand ...«

Die Türklingel summt und unterbricht mich.

»Das ist mein Taxi«, sagt Dad und schlüpft in seinen Mantel.

»Hey, Dad, warte einen Moment ...«

»Was gibt's, Andi? Ich muss los«, antwortet er.

»Wenn ich einen Arbeitsentwurf mache, kann ich dann nach Hause?«

»Du kannst nach Hause. Unser Rückflug ist für den dreiundzwanzigsten gebucht.«

»Ich meine früher. Wenn ich bis zum Wochenende fertig bin, kann ich dann am Sonntag heimfliegen?«

»Ich weiß nicht, ob das eine gute Idee ist.«

»Warum nicht? Du hast gesagt, ich sollte einen Entwurf anfertigen, also mache ich das. Und wenn ich zu Hause bin, mache ich keinen Unsinn. Das schwöre ich. Ich rufe dich jeden Tag an. Du kannst Rupert Goode bitten, mich im Auge zu behalten. Na ja, vielleicht nicht Rupert. Wie wär's mit Mrs. Gupta?«

»Du hast wohl an alles gedacht, was?«, fragt er und nimmt seine Aktenmappe.

»Ja, das habe ich.«

Er sieht mich lange und eindringlich an. Ich sehe ihn lange und eindringlich an und bin überrascht, dass mehr Grau in sei-

nen Haaren und mehr Falten um seine Augen sind, als ich in Erinnerung hatte.

»Ich dachte ...«, beginnt er und schüttelt dann den Kopf. »Ich weiß nicht, was ich dachte. Du hast Paris doch immer so gemocht.«

Darauf erwidere ich nichts. Ich mag Paris immer noch. Paris ist nicht das Problem, das wissen wir beide. Aber darauf werde ich nicht eingehen. Wenigstens ein Mal werde ich den Mund halten. Weil ich unbedingt möchte, dass er Ja sagt.

»Na schön. Aber nur unter einer Bedingung: Der Entwurf muss gut sein. Er muss sogar exzellent sein, um dich aus der misslichen Lage zu befreien, in die du dich selbst gebracht hast. Ich möchte erstklassiges Material sehen, kein drittklassiges. Bist du immer noch entschlossen, diese Idee mit der musikalischen DNA zu verfolgen? Mit PowerPoint?«

»Ja, das bin ich.«

»Dann möchte ich einen guten, stichhaltigen Entwurf der Einleitung sehen und die Gliederung. Damit ich beurteilen kann, worauf das Ganze hinauslaufen soll. Zusätzlich zu der Gliederung möchte ich eine allgemeine Bibliographie, Primärquellen und eine Aufstellung des Bildmaterials, das du zu verwenden gedenkst.«

Oje. Einleitung und Gliederung. Bis zum Sonntag.

»Einleitung und Gliederung. Ist das abgemacht?«, fragt er.

»Versprochen«, sage ich. Und meine es auch so. Und zwar so ernst, dass ich die Vinaccia in den Koffer zurücklege und eines von G.s Büchern über Malherbeau aufgeschlagen habe, noch bevor Dad seinen Mantel zugeknöpft hat.

Auf dem Weg zur Tür bleibt er stehen. »Freut mich, dass es etwas gibt, was dich motivieren kann«, sagt er. »Und sei es auch nur die Vorstellung, von mir wegzukommen.«

Ich versuche, etwas zu erwidern. Etwas Nettes, aber nichts so furchtbar Verlogenes, dass es uns beiden peinlich wäre.

Aber es ist zu spät. Die Tür schlägt zu. Das Geräusch hallt durch den Raum.

Er ist fort. Wieder einmal.

... also sehen wir, dass 1795 für Malherbeau tatsächlich einen Wendepunkt markierte, denn in diesem Jahr löste er sich von den musikalischen Konventionen seiner Zeit und fand zu seinem ganz eigenen Kompositionsstil. Wie? Warum 1795? Diese Fragen wurden bis heute nicht beantwortet. Wir wissen nichts über Malherbeaus früheres Leben, seine Eltern, seine Geburtsstadt und seine musikalische Erziehung. Wir wissen nur, dass er im Herbst 1794 nach Paris kam und von da an seinen Lebensunterhalt als Theaterkomponist verdiente.

Im folgenden Kapitel beschäftigen wir uns mit einem frühen Werk – dem *Konzert in a-Moll*, auch als *Feuerwerkskonzert* bekannt. Warum Malherbeau dieses Stück so benannte, ist genauso wenig bekannt wie vieles andere über den Komponisten. Im Gegensatz zu Händels *Feuerwerksmusik* etwa, die der britische König Georg II. in Auftrag gab, um das Ende des Spanischen Erbfolgekriegs zu begehen, wurde das *Feuerwerkskonzert* weder von einem König in Auftrag gegeben noch anlässlich eines Staatsakts aufgeführt. Obwohl das Konzert nicht über die Reife und Raffinesse seiner späteren Werke verfügt, ist es dennoch von einzigartiger Bedeutung. Das *Feuerwerkskonzert* wurde im Sommer 1795 in Malherbeaus Wohnung im Marais komponiert und markiert den Beginn seiner plötzlichen und verblüffenden harmonischen Neuorientierung.

Ich lehne mich auf meinem Stuhl zurück. Mein Magen knurrt. Ich sehe auf die Uhr. Es ist fast drei, und ich habe den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen. So sehr war ich mit Lesen beschäftigt. Um mich erst einmal grundlegend über Malherbeau zu informieren.

Er ist ein Rätsel. In den Büchern steht viel über seine Musik,

aber ziemlich wenig über den Mann selbst. Im Alter von neunzehn Jahren tauchte er in Paris auf, schrieb vornehmlich leichte Musik für einige Theater der Stadt, und fing dann an die Stücke zu komponieren, die ihn berühmt gemacht haben. Er war nie verheiratet, hatte keine Kinder und verdiente bis zu seinem vierzigsten Lebensjahr genügend Geld, um sich ein luxuriöses Haus am Bois de Boulogne zu kaufen. Er starb im Alter von achtundfünfzig Jahren und hinterließ das Haus dem Pariser Konservatorium.

Das ist ein Anfang, aber ich brauche sehr viel mehr, sonst komme ich am Sonntag nicht von hier weg, und ich habe mein Ticket bereits gebucht. Einen normalen Flug konnte ich so kurzfristig nicht bekommen, keine Maschine, die am Morgen abfliegt und am selben Tag in New York landet. Ich konnte bloß einen Flug finden, bei dem ich um neun Uhr früh in Orly starte und in Dublin sieben Stunden Aufenthalt habe. Das wird ein Albtraum, aber entweder nehme ich das in Kauf oder ich warte bis zum Dreiundzwanzigsten, was ein noch größerer Albtraum wäre.

Also ... wo kann ich noch etwas über Malherbeau finden?

Der alte Gitarrenkoffer liegt auf der anderen Seite des Tisches. Ich ziehe ihn zu mir herüber, sodass ich an dem Schloss herumfummeln kann, während ich nachdenke. G. sagte, es gebe eine Sammlung von Malherbeaus Kompositionen in der Abélard-Bibliothek, die im Zentrum von Paris ist, glaube ich. Am Fluss. Dort hin könnte ich gehen und sie mir ansehen. Die Sammlung wäre einerseits als Primärquelle zu gebrauchen und würde andererseits Bildmaterial liefern. Ich könnte zu Malherbeaus Haus gehen und seine Sachen dort begutachten. Mir das Porträt ansehen, das dort hängt. Und was noch? Wirklich schwierig. Leute wie Vijay mit ihren Beiträgen von weltbekannten Persönlichkeiten haben die Messlatte ziemlich hoch gelegt.

Das Schloss klemmt immer noch. Es lässt sich nicht bewegen, egal wie sehr ich daran rüttle. Das macht mich fuchsteufelswild. Ich laufe in die Küche und krame in den Schränken herum. Fünf Minuten später komme ich mit einem Necessaire, einem Schraubenzieher, einer Häkelnadel und einer Flasche Olivenöl zurück.

Ich nehme die Gitarre aus dem Koffer und schiebe ihn direkt

unter den Kronleuchter, damit ich besser sehen kann, was ich tue. Ich drehe den Koffer auf die Seite, tropfe ein bisschen Öl ins Schloss und mache mich an die Arbeit.

Eine Stunde später bin ich keinen Schritt weiter. Die Nagelfeile passte nicht ins Schloss. Der Schraubenzieher taugte zu gar nichts, und die Häkelnadel habe ich verbogen. Inzwischen bin ich richtig wütend, und während ich mich über den Tisch beuge und versuche den Koffer so zu drehen, dass das Licht vom Kronleuchter direkt ins Schloss fällt, höre ich ein leises klapperndes Geräusch.

Ich sehe nach unten. Es ist Trumans Schlüssel. Er ist aus meinem Ausschnitt gerutscht und hat gegen den Koffer geschlagen. Wie groß ist wohl die Wahrscheinlichkeit, dass er passt? Ich nehme den Schlüssel ab und probiere es damit. Er passt ins Schloss, bewegt sich aber nicht, als ich ihn zu drehen versuche. Ich versuche es ein bisschen stärker. Nur ein ganz kleines bisschen. Schließlich will ich nichts kaputt machen. Er rührt sich nicht. Ich versuche den Schlüssel herauszuziehen, aber er steckt fest.

Panik erfasst mich. Ich hätte ihn nicht abnehmen sollen. Ich nehme ihn nie ab. Ich drehe noch einmal – zu fest. Meine Hand rutscht ab, und ich schneide mir den Knöchel am Rand des Schlosses auf. Ich sauge an der Wunde, dann versuche ich es weiter. Ich will Trumans Schlüssel zurück.

Ich ziehe, drücke und drehe so fest ich kann. Meine Finger tun weh, mein Knöchel blutet, ich fluche und bin schon kurz davor aufzugeben, als plötzlich ein scharrendes Geräusch ertönt. Der Schlüssel dreht sich, das Schloss lässt sich wieder bewegen. Aber der Schlüssel dreht sich weiter. Er sollte still stehen, doch das tut er nicht. Er dreht sich einfach weiter, und plötzlich macht es *Peng* und seitlich entlang des Koffers öffnet sich ein schmaler Spalt.

Ich habe ihn zerbrochen. Oh Mist, verdammt. Ich betrachte den Koffer näher und frage mich, wie um alles in der Welt ich G. das erklären soll, als ich sehe, dass der Riss vollkommen glatt ist, ohne Splitter an den Rändern, was mir ziemlich verrückt vor-

kommt. Ich zwänge die Finger hinein, weite ihn ein wenig, und ein seltsamer, würzig riechender Duft strömt heraus. Ich spüre noch etwas Widerstand, und dann höre ich einen leisen Ton, wie ein Stöhnen. Der Deckel hebt sich langsam in die Höhe, und während er das tut, bleibt mir fast die Luft weg.

Denn darunter ist Trumans Gesicht. Das mich ansieht.



»Es sind die Tabletten«, flüstere ich. »Ich hab wieder zu viele Tabletten genommen. Ich sehe Gespenster.«

Ich kneife die Augen fest zu. Aber als ich sie wieder öffne, ist er immer noch da.

Ein paar Sekunden später, als mein Herz nicht mehr so rast, als wollte es meinen Brustkasten sprengen, sehe ich, dass es ganz und gar nicht Trumans Gesicht ist – sondern das eines anderen Jungen. Aber dennoch, ich kenne es. Ich habe es irgendwo schon einmal gesehen. Es ist auf ein kleines Oval aus Elfenbein gemalt und mit Gold eingerahmt. Die Augen des Jungen sind blau, sein Haar ist blond und lockig, wie Trumans, aber seine Züge sind anders, zarter. Er trägt einen altmodischen Spitzenkragen und eine graue Jacke.

Daneben, in das Samtfutter gedrückt, liegt ein kleines Musselinsäckchen, das mit einer blauen Schleife zugebunden ist. Ich nehme es heraus und halte es an meine Nase – Nelken. Auch ein Buch liegt da – klein und in Leder gebunden, ohne Titel. Die starren, an den Rändern vergilbten Seiten sind voll beschrieben. Auf der ersten steht ein Datum – 20. April 1795. Das ist über zweihundert Jahre her. Was ziemlich irre ist. Kann das Buch wirklich so alt sein? Ich fange an zu lesen, komme aber nur langsam voran. Das Französisch ist altmodisch und die Schrift hastig und krakelig.

20. April 1795

Geschichte ist Fiktion.

Robespierre hat das gesagt, und er sollte es wissen. Schließlich hat er sie die letzten drei Jahre selbst geschrieben.

Jetzt bin ich an der Reihe.

Die Seiten, die Sie jetzt in Händen halten, sind keine Fiktion. Sie sind die wahrhafte Schilderung dieser bitteren und blutigen Tage. Ich schreibe sie in großer Eile und voller Hoffnung – in der Hoffnung dass durch Ihre Lektüre die Welt die Wahrheit erfährt. Denn die Wahrheit macht frei.

Das hat nicht Robespierre gesagt. Sondern Jesus. Und damit Sie mich nicht für närrisch halten: Mir ist sehr wohl bewusst, was mit ihm geschah.

Wenn Sie diesen Bericht gefunden haben, bin ich verloren. Und diese letzte Rolle, die ich spielte, die des Grünen Mannes, wird beendet sein.

Aber noch lebt er. In Furcht und Elend zwar – aber er lebt. Komplote wurden geschmiedet, um ihn zu befreien, doch sie schlugen fehl.

Vollenden Sie, was ich nicht vollenden konnte. Bringen Sie diesen Bericht aus Paris hinaus. Bringen Sie ihn nach London, zu einem Zeitungsmenschen in der Fleet Street, der ihn drucken und verbreiten kann. Sobald die Welt die Wahrheit kennt, ist er frei.

Aber beeilen Sie sich. Bitte, bitte, beeilen Sie sich.

Sie halten ihn in einem Turm gefangen, in einer dunklen Kammer mit einem kleinen, hoch oben liegenden Fenster. Die Wachen sind grausam. Es gibt keinen Ofen, um ihn zu wärmen. Keine Toilette. Seine Exkreme häufen sich in einer Ecke. Er hat kein Spielzeug. Keine Bücher. Nichts außer Ratten. Das Essen, das er bekommt, legt er in die Ecke, um die Ratten von sich fernzuhalten. Er weiß nicht, dass seine Mutter tot ist, und schreibt mit einem Stein an die Wand – Mama, bitte ...

Sie wissen, von wem ich spreche. Von welchem Gefangenen in dem Turm. Ja, von ihm.

Schließen Sie diese Seiten nicht. Lesen Sie weiter. Ich flehe Sie an. Einst waren Sie mutig. Einst waren Sie gütig. Das können Sie wieder sein.

Mein Name ist Alexandrine Paradis.

Ich bin siebzehn Jahre alt.

Viel älter werde ich nicht werden.

Ich halte inne. Die Verfasserin erwähnt Robespierre und einen Gefangenen in einem Turm ...

Denselben Robespierre? Denselben Gefangenen?

»Das kann nicht sein«, sage ich. »Unmöglich.«

Ich nehme das Miniaturbild des Jungen in die Hand. Ich betrachte sein Gesicht und die ernsten blauen Augen und weiß, wo ich ihn schon einmal gesehen habe – in G.s Fotostapel, den er und Dad am Abend unserer Ankunft durchgesehen hatten. Neben den Fotos von dem Herzen in der Glasurne gab es eines von dem Sohn Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes.

Was ist mit diesen Fotos passiert? Wo sind sie jetzt? Ich denke an das Abendessen zurück – Lili wurde wütend und fegte sie vom Tisch. Wo hat sie sie hingetan? Ich fange an zu suchen, das winzige Porträt noch immer an mich gedrückt. Die Fotos sind nicht auf dem Esstisch. Nicht in der Küche. Nicht auf dem Couchtisch. Und auf keinem der Bücherregale. Vielleicht sind sie überhaupt nicht hier. Sondern in Dads Aktenmappe. Vielleicht hat G. sie mit nach Belgien genommen. Ich suche weiter und mache fast einen Luftsprung, als ich sie schließlich auf einem Bücherstapel entdecke.

Ich blättere sie durch, finde dasjenige, das ich suche, und halte es neben das Porträt. Er ist es ganz eindeutig – Louis Charles, der verlorene König von Frankreich.

»Das kann nicht sein«, sage ich wieder.

Aber so ist es, flüstert eine Stimme in mir.

So ist es.

Ich lege das Foto weg. Das Porträt stecke ich wieder in den Koffer und das Tagebuch auch. Dann sperre ich ihn so fest zu, wie nur möglich.

Ich sage mir, dass dieses Tagebuch ein schlechter Horrortrip ist. Und dass ich auf die schlechten Trips anderer Leute verzichten kann. Ich bin schon auf meinem eigenen.

Aber in Wirklichkeit habe ich Angst davor und weiß nicht, warum. Es zu lesen fühlt sich an, wie Bonbons von Fremden anzunehmen. Wie per Anhalter oder spätnachts mit der U-Bahn zu fahren.

Ich werfe mich aufs Sofa, mache den Fernseher an und schaue CNN. Zwei Minuten später schalte ich wieder ab, rufe Vijay an und lande auf seiner Mailbox. Ich nehme das Buch über André Malherbeau, das ich gerade lese, und schlage es auf:

... die erhaltenen Noten zeigen uns, dass seine Stücke fürs Theater unterhaltsam, aber nicht herausragend sind. Sie lassen nichts von der Brillanz und Vielschichtigkeit seines späteren Werks erahnen ...

Ich klappe das Buch wieder zu. Ich kann mich nicht konzentrieren. Nicht stillsitzen. Ich stehe auf und suche in der Küche nach etwas Essbarem, finde aber nichts, und gehe wie Blaubarts dämliche Frau mit dem Schlüssel in der Hand wieder zu dem Koffer zurück. Ich nehme das Tagebuch heraus und blättere zu der Stelle nach dem ersten Eintrag. Dabei flattert etwas heraus und landet auf dem Tisch. Es ist ein Zeitungsausschnitt, klein und brüchig:

Grüner Mann schlägt wieder zu

Paris, 2. Floréal III – Der Grüne Mann, ein Spitzname für den Verbrecher, der die Bürger von Paris mit zerstörerischen Feuerwerksdarbietungen terrorisiert, hat letzte Nacht wieder zugeschlagen, wodurch in der Rue de Normandie mehrere Häuser Schaden nahmen.

Niemand kennt den Zweck dieser pyrotechnischen Aufführungen. Manche glauben, der Grüne Mann – so genannt wegen der frischen Blätter, die Feuerwerker einst trugen, um sich vor Funkenschlag zu schützen – feuere Raketen ab, um ausländischen Armeen Signale zu geben. Andere meinen, die Feuerwerke seien eine Form verschlüsselter Kommunikation zwischen aufständischen Kräften innerhalb der Stadt.

General Bonaparte, der Kommandeur der Pariser Garde, wurde heute Morgen von der Nationalversammlung streng befragt, warum der Grüne Mann noch immer auf freiem Fuß sei. Bonaparte versicherte den Mitgliedern, dass er alles in seiner Macht stehende tue, um den Schurken zu fangen.

»Ich habe die Anzahl der Wachen auf den Straßen erhöht und eine Belohnung von hundert Francs auf den Kopf des Grünen Mannes ausgesetzt«, sagte er. »Man wird ihn fangen – das ist nur eine Frage der Zeit. Und sobald das geschehen ist, werden wir umgehend und hart Gerechtigkeit üben.«

»Zweiter Floréal«, sage ich laut. Ich erinnere mich an das Wort Floréal aus den Geschichtsstunden zur Französischen Revolution. Die Nationalversammlung schaffte den alten Julianischen Kalender ab und machte den 22. September 1792 – den Tag, an dem Frankreich Republik wurde – zum Tag eins im Jahr eins. Mitglieder der Nationalversammlung behaupteten, mit ihnen würde eine neue Zeit beginnen. Die römische Drei steht für das Jahr drei beziehungsweise 1795, glaube ich.

Aber wer ist der Grüne Mann?

Ich blättere zum ersten Eintrag zurück, in dem die Schreiberin einen grünen Mann erwähnt. Sie sagt, es sei die letzte Rolle, die sie spiele. Aber sie ist kein Mann. Ihr Name ist Alexandrine, ein Mädchenname. Hat sie vorgegeben, ein Mann zu sein? Und wenn ja, wozu dienten die Feuerwerke? Außer dazu, General Bonaparte zu verärgern, was nicht sonderlich schlau war. Der Typ hatte ein aufbrausendes Temperament. Und eine Armee.

»Wer bist du?«, frage ich laut. Ins Leere.

Mein Handy klingelt. Vor Schreck bleibt mir fast das Herz stehen.

»Mein Gott, Vijay! Du hast mich zu Tode erschreckt. Was willst du?«

»Was *ich* will? *Du* hast eine Nachricht hinterlassen.«

»Ja, stimmt. Tut mir leid. Du wirst es nicht glauben. Ich hab ein Tagebuch gefunden. Es war in einem alten Gitarrenkoffer versteckt. Ich glaube, es könnte richtig alt sein. Aus der Zeit der Revolution vielleicht.«

»Wow.«

»Ja, wirklich, Wahnsinn. Es liegt ein alter Zeitungsausschnitt darin. Der hat ein seltsames Datum – 2. Floréal III. Hast du eine Idee, was das heißen soll?«

»Vielleicht Mai?«, sagt er. »Bleib einen Moment dran ...« – ich höre ihn auf seine Tastatur einhämmern – »... okay, ich hab's: 20. April 1795.«

»Wie hast du das so schnell rausgekriegt?«

»Ich hab im Internet eine Umrechnungstabelle gefunden. Also, was steht drin?«

»Ich bin noch nicht sicher. Ich hab gerade erst angefangen zu lesen, aber ...«

»*Vijay!*«, höre ich im Hintergrund. »*Wie kannst du mit leerem Magen lernen? Warum hast du das Frühstück nicht gegessen, das ich dir gemacht habe?*«

»Weil ich telefoniere, Mom!«

»*Alberst du wieder mit deinen Freunden herum? Wer ist dran?*«

»*Ahmadinedschad.*«

»*Oh mein Gott. Was sagt er?*«

»Dass er heute Abend zu einem Konzert von Jeezy im Beacon möchte. Putin geht auch hin. Er hat auf dem Schwarzmarkt eine Karte von Kim Jong Il ergattert. All die schweren Jungs gehen hin.«

»*Sei nicht so frech, junger Mann!*«

»Ich muss los«, sagt er zu mir. »*Feindliche Truppen haben eine Mombe geworfen.*«

»Zurück in Position, Soldat. Ende.«

»April 1795«, sage ich laut vor mich hin.

Ich streiche über den Ledereinband des Tagebuchs, denke über das Mädchen nach, das es geschrieben hat, und über die Hoffnungen, die sie sie sich machte, das Buch aus Paris rauszuschmuggeln. Aber das ist nicht geglückt, weil es zweihundert Jahre später immer noch hier ist.

Das Mädchen – Alexandrine – schrieb, dass es nicht mehr lange leben würde. Ist ihr etwas zugestoßen, nachdem sie diese Seiten geschrieben hat? Hat G. nicht gesagt, die Gitarre wurde in den Katakomben gefunden? Vielleicht war das Mädchen auf der Flucht, hat die Gitarre in den Katakomben versteckt und konnte später nicht mehr zurück, um sie zu holen. Und der Koffer blieb unentdeckt bis zu dem Einsturz, als das Schloss beschädigt wurde. Und der Typ, der den Koffer fand, kam nie auf die Idee, den doppelten Boden zu öffnen, denn wer erwartet schon einen doppelten Boden in einem Gitarrenkoffer? Und außerdem hatte er den Schlüssel nicht.

Aber ich. Unerklärlicherweise habe ich ihn. Wie kam der Schlüssel aus dem Paris des achtzehnten Jahrhunderts in einen

Brooklyner Trödlerladen des einundzwanzigsten Jahrhunderts? Ist Alexandrine nach New York geflohen? Mit dem Schlüssel in ihrer Manteltasche? Der schließlich irgendwie in einer Kiste mit altem Trödel auf einen Flohmarkt gelangte? Aber möglicherweise ist Trumans Schlüssel gar nicht ihr Schlüssel. Vielleicht ist er bloß irgendein alter Allerweltsschlüssel, der zufällig diesen Instrumentenkoffer aufschließt. Das erscheint viel wahrscheinlicher.

Wie auch immer. Das Geheimfach ist meiner Ansicht nach seit Langem nicht mehr geöffnet worden. Sonst wären das Tagebuch und die Miniatur wahrscheinlich nicht mehr drin gewesen. Ich glaube nicht, dass es geöffnet wurde, seit Alexandrine es verschlossen hatte und geflohen war. Oder gestorben.

Bis auf den heutigen Tag nicht.

Bis ich es tat.

Ich stecke den Zeitungsausschnitt zurück in das Tagebuch und lese weiter.



22. April 1795

Ein Glücksfall hat mich mit ihm zusammengeführt. Zumindest dachte ich das damals.

Es war an einem Sonntag im April. Vor Jahren. 1789. Robespierre hat die Sonntage inzwischen abgeschafft. Auch das Jahr 1789 gibt es nicht mehr. Aber ich richte mich nach dem alten Kalender, nicht nach dem neuen.

Es war vorher. Bevor die Menschen in Paris ein Gefängnis und einen Palast stürmten, einen König stürzten.

Meine Familie war zu Hause versammelt, in jener feuchten, elenden Kammer, die wir uns teilten. Meine Großmutter rührte gerade in einer Suppe. Kaninchen, sagte sie, aber keiner glaubte ihr. Zu viele Katzen waren verschwunden.

Wir – mein Vater, mein Onkel und ich – waren heimgekommen, ohne unsere Koffer und Kisten.

Wo sind die Marionetten?, fragte meine Mutter.

Wir haben eine Vorstellung gegeben, erklärte mein Vater, über die Revolution in Amerika. Die Wachen gingen auf uns los. Sie fanden die Vorstellung aufwieglerisch. Sie zertrampelten die Marionetten, rissen die Kulissen ein und zündeten alles an.

Mein Gott, wir sind ruiniert!, rief meine Mutter. Was sollen die Kinder essen? Was sollen wir tun? Sag mir, was?

Wir werden neue Marionetten machen, erwiderte mein Onkel.

Damit die Wachen sie wieder zertrampeln können?, fragte meine Mutter.

Wir machen furzende Marionetten, entgegnete mein Onkel, und damit werden wir reich. Er wandte sich an meinen Vater und sagte: Paris will Fürze und Farcen, keine hochtrabenden Ideale, Theo. Das musst du liefern.

Ich muss dieses, ich muss jenes. Ich bin doch nicht deine Marionette, René, murrte mein Vater.

Früher war mein Vater Theaterschreiber gewesen, und wir Übrigen Schauspieler. Seine Stücke waren tragisch und traurig, wie er selbst, aber die Theater lehnten sie ab, denn sie kündeten von Freiheit und dem Ende der Könige. Da er seine Stücke nicht in Theatern aufführen konnte, führte er sie auf der Straße auf und wurde drei Mal von den Zensoren eingesperrt. Beim dritten Mal verboten sie ihm, überhaupt je wieder aufzutreten. Also fing er an, Marionetten zu bauen und ließ sie die Worte sagen, die er nicht sagen durfte.

Papa wird für uns sorgen, nicht wahr?, sagte meine Schwester Bette zu unserer Mutter. Ich hab solchen Hunger!

Wir alle waren hungrig und mager, denn die Ernte war schlecht gewesen und der Winter lang. Jeden Morgen sahen wir Leichen auf der Straße, blau und steifgefroren. Männer, Frauen, kleine Kinder. An Hunger und Kälte gestorben. Sie wurden ins Leichenhaus getragen wie Bretter.

Nur Bette war nicht dürr. Wie sie trotz der Hungersnot so fül-

lig blieb, war uns ein Rätsel. Meine Mutter vermutete Würmer. Meine Großmutter eine kranke Galle.

Mein Vater und mein Onkel stritten weiter über die Marionetten. Meine Mutter weinte. Meine Brüder, alle fünf, taten es ihr gleich. Meine Großmutter schimpfte.

Und ich? Ich beschloss, mein Glück damit zu versuchen, im Palais Royal Shakespeare zu rezitieren. Ich würde Julia, Rosalind und Kate vortragen, dann in Hosen schlüpfen und Hamlet, Romeo und den jungen König Heinrich geben.

Das Palais Royal ist jetzt ein trauriger Ort – in den leeren Räumen sammelt sich Staub, und Vagabunden schlafen unter den Bäumen davor –, aber einst war es das Herz von Paris, ein greller Ort des Vergnügens mit Läden, dunklen Höhlen, in denen Karten gespielt wurde, Restaurants und Bordellen unter den Arkaden. Es war ein Ort, wo man ein Glas Limonade kaufen konnte, oder das Mädchen, das es feilbot. Ein Ort, wo man eine Amazone bestaunen konnte, mit nichts als einem Tigerfell bekleidet. Ein Ort, wo in Pelze und Parfüm gehüllte Herzoginnen flanieren gingen und Bettler für einen Sou ihre schwärenden Wunden zeigten. Ein Ort, wo Akrobatinnen, die scheinbar nur aus Busen und nackten Beine bestanden, durch die Luft wirbelten, geschminkte Knaben herumspazierten und Quacksalber in Einmachgläsern tote Missgeburten mit zwei Köpfen und vier Armen zur Schau stellten.

Wie sehr ich diesen Ort doch liebte.

Das Palais gehörte dem Herzog von Orléans. Ich hatte ihn nie gesehen, denn seine Gemächer befanden sich hoch über den mit Lärm erfüllten Höfen, aber er war als der reichste und böseste Mann in ganz Frankreich bekannt.

Ich hoffte, dort ein paar Münzen zu ergattern. Anderswo würde mir das nicht gelingen. Am Tag zuvor hatte ich in der Comédie und der Oper vorgesprochen. Ich hatte es in fünf Boulevardtheatern versucht, aber keine Rolle ergattert. Nicht einmal eine Dienstmädchenrolle. Ich beherrschte mehr als das Dienstmädchenrepertoire, schon damals. Ich konnte Hauptrollen spielen. Aber ich bin ein reizloses Mädchen, also half mir das alles nichts.

Ich zog gerade meinen Mantel an, als meine Schwester zu einem zerbrochenen Spiegel an der Wand trat, um sich zu bewundern. Sie dachte, niemand beobachte sie, aber ich sah, dass sie etwas aus ihrer Tasche fischte und es sich in den Mund stopfte.

Es war Kuchen. Das fette Schwein aß Kuchen, während der Rest von uns mit Katzensuppe vorlieb nehmen musste. Ich sah, wie sie heimlich einen weiteren Bissen verschlang. Mein Bruder Émile sah es auch. Er wollte nach einem Stück greifen, aber sie schlug seine Hand weg. Er schrie laut auf, und meine gequälte Mutter, die nicht mitbekommen hatte, was vorgefallen war, schlug ihn noch einmal.

Ich sah Émile, der weinte, weil er nicht genug zu essen bekam. Und meine Mutter, die weinte, weil sie ihm nichts geben konnte. Dann ging ich zu Bette hinüber und riss ihre Tasche auf. Ein großes Stück Butterkuchen fiel auf den Boden.

Schaut her! Sie hat Kuchen und teilt ihn nicht!, rief ich.

Du verdammte Tratsche!, zischte Bette. Es wird dir noch leid tun, dass du dein Maul aufgerissen hast, das schwöre ich dir!

Mein Vater und mein Onkel stritten sich immer noch und hörten uns nicht, aber die anderen taten es. Meine Großmutter blickte von ihrer Suppe auf, meine Tante von ihrer Näharbeit.

Meine Mutter wurde bleich. Sie hob den Kuchen auf. Woher hast du das, Mädchen?, fragte sie.

Von Claude, antwortete Bette und wurde rot.

Claude war ein Küchenjunge im Haus eines Aristokraten, schlaksig und dürr wie in Laternenpfahl, und Bette machte ihm schöne Augen.

Claudes Kuchen hat Bette fett gemacht!, sagte ich spöttisch.

Sei still, du Dummkopf. Das kommt nicht von Claudes Kuchen, sagte meine Großmutter.

Er wird dich heiraten!, schrie meine Mutter. Und wenn ich ihn an den Ohren zum Altar zerren muss!

Er kann nicht!, schrie Bette.

Warum nicht? Hat er eine andere? Antworte mir, du kleines Flittchen!

Nein, Mama! Er muss noch ein Jahr seinen Dienst ableisten.

Sobald er frei ist, schwört er, mich zu heiraten. Noch am selben Tag!

Was für eine Schande, Bette, sagte meine Mutter. Du mit einem dicken Bauch und ohne Ehemann. Wir können uns nirgendwo mehr sehen lassen. Und wie soll ich noch ein Maul mehr stopfen?

Bette rannte schluchzend zu meiner Großmutter und legte den Kopf in ihren Schoß. Nachdem sie und meine Mutter ihren Zank beigelegt hatten, hörten wir jetzt meinen Vater, der er immer noch mit meinem Onkel stritt.

Selbst wenn ich diese furzenden Marionetten mache, was dann René?, schrie er. Was nützt uns das? Niemand kommt in unsere Vorstellung. Und selbst wenn – selbst wenn wir tausend Livres am Tag verdienen, gibt es kein Brot dafür zu kaufen. Wir hungern hier in Paris, während die in Versailles Kuchen fressen!

Bette hob den Kopf. Sie wischte sich die Nase am Ärmel ab. Kuchen? Es gibt Kuchen in Versailles?, fragte sie. Warum gehen wir nicht dorthin? Und bedienen uns davon!

Bette täuschte sich, was Claude anbelangte. Er hat sie nie geheiratet. Sie täuschte sich auch hinsichtlich Versailles. Sie bekam nicht so viel vom Kuchen ab, wie sie gehofft hatte.

Aber sie hatte recht, was mich anging. Es tut mir leid, sehr leid, dass ich damals mein Maul aufgerissen habe.

Warum tut es ihr leid, frage ich mich. Während ich mich das frage, kommt wieder dieses Gefühl in mir auf – das Gefühl, das ich schon am Anfang beim Lesen hatte –, ein Gefühl der Angst. Und ich will nichts mehr wissen.

Ich will nicht wissen, was ihr leid tut. Oder warum sie dachte, sie würde nicht mehr lange leben. Oder wie die Gitarre in die Katakomben kam, in jenen großen, weitläufigen Friedhof unterhalb der Straßen von Paris. Denn was auch immer die Gründe dafür waren – es kann nichts Angenehmes gewesen sein, und ich halte mich gerade ganz gut. Ich streite nicht mit meinem Vater. Ich mache meine Arbeit. Die Tabletten halten die Traurigkeit im Zaum. Und so soll es bleiben.

Mein Magen knurrt wieder heftig, und ich merke, dass ich halb verhungert bin. Das Letzte, was ich gegessen habe, war eine Schinken-Käse-Crêpe auf dem Heimweg vergangene Nacht. Ich klappe das Tagebuch zu und stecke es wieder in den Koffer. Diesmal für immer. Ich werde G. davon erzählen, wenn er zurück ist. Und von der Miniatur. Er kann sich damit abgeben.

Ich ziehe meine Jacke an und nehme meine Tasche. Ich will mir schnell etwas zu essen besorgen, dann will ich wieder zurückkommen und über Malherbeau weiterlesen. Ich habe noch eine Menge zu tun bis Sonntag.

Keine traurigen Geschichten mehr für mich.

Nicht heute.

Ich muss ein Flugzeug erreichen.